Der jüdische Stamm

in

nichtjüdischen Sprichwörtern.

Von

Dr. Ad. Jellinek.

I. Serie.

Französische, polnische, deutsche Sprichwörter.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.



Wien 1886.

Verlag von Bermann & Altmann
(Alleiniger Inhaber: David Bermann)
I. Johannesgasse 2 (vis-à-vis dem Finanz-Ministerium).



Dem Andenken meines Bruders

Moritz

General-Directors der Straßenbahn

in Budapest

(gestorben am 13. Juni 1883)

gewidmet.

Inhalt.

I.

Einleitung.

Kaum zählbar sind die Urtheile, welche im Laufe der Zeiten über den jüdischen Stamm gefällt wurden. Mit Haman beginnen sie, welcher, ein Agagit der Abstammung nach, wie sein Name es verräth, um so ausschließlicher und unduldsamer als nationaler Perser sich gerirte und dem Könige Ahasverus mit sorgenvoller Miene zurief: Die Juden sind unser Unglück, sie sind keine Perser, haben andere Sitten und eine andere Lebensweise als unser ritterliches Volk. — Und wann werden die scharfen, schneidenden und scheelsüchtigen Verdicte über die Juden zum Abschlusse gelangen? Es scheint, als wenn sie auch hierin den Frauen glichen, mit denen sie so viele Charakterzüge gemeinsam haben, wie ich dies in meinen Studien über den jüdischen Stamm auseinandergesetzt habe. Wie verschiedenartig und widerspruchsvoll lauten die Aussprüche über das Wesen des Weibes? Euripides, Koheleth und Schopenhauer, welch' einen schroffen Gegensatz bilden ihre Worte in wohlklingenden Versen, wie in schneidender vernichtender Prosa über die Verderbtheit des weiblichen Naturells zu jener pathetischen Aufforderung Schiller's, das schöne Geschlecht zu ehren? Auch den Juden erging es nicht besser. Die Einen forderten für sie die höchste Ehre und Anerkennung, weil sie die Religionslehrer der Völker waren, während Andere, wie z. B. ein Professor in Halle, bereits aus der Form des jüdischen Fußes die Inferiorität der jüdischen Race folgern wollten. Bis jetzt war bloß der Spruch: „Ex ungue leonem" verbreitet; dem Naturforscher an der Saale gebührt das Verdienst, einen neuen: „ex pede Judaeum" hinzugefügt zu haben. Es gibt fast keinen Theil des jüdischen Körpers, der nicht als corpus delicti benutzt worden wäre, um die Juden vor dem Forum der Naturforschung und der Charakterologie in Anklagezustand zu versetzen. Von der jüdischen Nase z. B., deren charakteristischer Typus sich

allerdings nicht wegleugnen läßt, ist es längst bekannt, daß sie sogar in den Signalements der Polizei als besonderes Kennzeichen bisweilen figurirt, und in der That macht es einen possirlichen Eindruck, wenn so ein jüdischer Kopf mit einer scharf markirten Stammesnase in Stein oder Erz verewigt wird, wie dies in moderner Zeit geschieht. Nein, diese Stammesnase ist ein unwiderleglicher Protest gegen die Verewigung durch den Meißel und Marmor, und ich zweifle nicht, daß Phidias einen Lachkrampf bekommen hätte, wenn ihm Jemand zugemuthet haben würde, die jüdische Nase des N. N. durch seine Künstlerhand dem Gedächtnisse der Nachwelt zu erhalten.

Doch lassen wir die Nasen, die das unabänderliche Fatum des jüdischen Antlitzes sind, das kein Taufwasser zu verwischen vermag, und kehren wir zu dem schönen Geschlechte und den Juden zurück. Alle Urtheile über sie, im guten wie im schlimmen Sinne, sind übertrieben, wie sie selbst, Frauen und Juden, zur Uebertreibung geneigt sind, und parteiisch, weil über Frauen die Männer und über Juden die Nichtjuden zu Gerichte sitzen. Wahrlich, die Männer würden sich nicht geschmeichelt fühlen, wenn einmal die Aussprüche der Frauen über sie gesammelt würden, und ebensowenig würden gar viele Nichtjuden in ihrer Eigenliebe bestärkt werden, wenn sie hören könnten, wie ein schlichter Jude z. B., der von seinem jüdischen Herzen allein sich leiten läßt, einen deutschen Professor analysirt, der vor lauter humanistischer Gelehrsamkeit das A-B-C der Humanität, d. i. Duldung und Schonung seines Nebenmenschen, vergessen hat.

Allein wie verhält es sich mit den Sprichwörtern, diesen Verdicten einer unbekannten und ungenannten Volksjury? Können sie auf unbedingte Geltung Anspruch machen? Sind sie frei von jedem Vorurtheil und jeder Voreingenommenheit? Haben ihre Urheber immer nach bestem Wissen und Gewissen einstimmig oder mit Stimmenmehrheit, schuldig oder frei gesprochen? Gewiß ist das Sprichwort eine gleichsam comprimirte, vielfach erprobte Lebenserfahrung und ist nicht ein Kind der Laune und des Zufalls. Seine Kürze bewahrt es vor geschwätziger Gehässigkeit, die in unserer Zeit unter den bierliebenden Teutomanen so gewaltig grassirt, und das Schelmische, Spöttische, Lächelnde, das gewöhnlich in dem Sprichworte durchbricht, stumpft den verwundenden Stachel seines Urtheils etwas ab, so daß es wie ein Komiker auf der Spruchbühne erscheint: es sagt die Wahrheit mit einer gewissen Bonhommie, ohne die Seele des Zuhörers in tiefstem Grunde zu verwunden oder zu erbittern.

Trotzdem könnte man dem Vorwurfe kritikloser Leichtgläubigkeit nicht entgehen, wollte man alle Sprichwörter gleichwerthig behandeln und allen ohne Unterschied Unparteilichkeit und strenge Objectivität zuschreiben. Volk über Volk, Stand über Stand, Confession über Confession urtheilen nie über einander mit kalter Ruhe und selbstloser Sicherheit. Gewohnheiten, Vorurtheile, Interessen trüben die Klarheit des Verstandes, verwirren die geraden Linien, vermischen die Farben untereinander und können auch im Sprichworte sich nicht verleugnen. Entweder erscheint ihnen das Subject verdunkelt durch die Schatten überkommener oder anerzogener Vorstellungen, oder das Prädicat steht unter dem Einflusse von Voraussetzungen, die nicht im Leben und nicht in der Erfahrung, sondern in irgend einem dunklen Herzenspunkte wurzeln. So wenig die Sprichwörter von Franzosen über Engländer, oder von Deutschen über Franzosen immer der unbedingten Wahrheit entsprechen, ebensowenig dürfen wir die Sprichwörter der Völker über die Juden ohne Unterschied als unerschütterliche Erfahrungssätze gelten lassen.

Ich schicke diese Bemerkungen voraus, weil ich mir hier die Aufgabe gestellt habe, nichtjüdische Sprichwörter, welche Juden betreffen, zu studieren und zu commentiren, um aus ihnen Beiträge für die Charakteristik des jüdischen Stammes zu sammeln, und ich mir die Frage vorlegen mußte, ob denn die nichtjüdischen Sprichwörter durchwegs den Extract gemachter und gesammelter Erfahrungen enthalten, und ob überhaupt alle Völker den Juden gegenüber einen gleichen Standpunkt einnehmen, wenn sie in der Form des Sprichwortes ihre Meinungen und Ansichten über dieselben aussprechen.

Ich beginne mit den Franzosen oder mit französischen Sprichwörtern.

Französische Sprichwörter.

Le Roux de Lincy, le livre des proverbes français. Paris, 1859.

II.

Juden, Mauren und Christen.

„Juifs en pasques,	„Juden am Passahfeste,
Mores en nopces,	Mauren bei Hochzeiten,
Chrestiens en plaidoyers	Christen für Prozesse
Despendent leurs deniers“.	Geben ihr Geld aus.“*)

Dieses dreigliederige Sprichwort ist sehr alt. Nicht bloß die Sprachform spricht dafür, sondern auch der Inhalt. Die Herrschaft der Mauren in Spanien muß in voller Blüthe gewesen sein, als dieses Sprichwort sich zu verbreiten anfing. Auch verräth die Zusammenstellung und Vergleichung von Juden, Muhammedanern und Christen eine Zeit, in welcher man es liebte, die Repräsentanten der drei monotheistischen Hauptreligionen mit einander zu vergleichen, die Fabel von den drei Ringen als Symbole von Judenthum, Islam und Christenthum in romanischen Zungen erzählt wurde und der Dichter Juda ha-Lewi sein philosophisches Werk „Cusari“ auf dem religiösen Boden aufbaute, wo die Synagoge, die Kirche und die Moschee sich erheben. Das Sprichwort gehört in das bewegte Zeitalter der Kreuzzüge, in welchem die Schriftsteller in den verschiedensten Gattungen der Literatur sich angeregt fühlten, Juden, Christen und Muhammedaner einander gegenüberzustellen.

Was bedeutet dessen erster Theil, welcher direct auf die Juden sich bezieht? Sind sie am Passahfeste etwa so verschwenderisch, ergeben

*) Dieses Sprichwort findet sich auch im Spanischen. Es lautet: El judío échase á perder con pascuas, el moro con bodas y el cristiano con escrituras.

sie sich der Debauche, ist jeder jüdische Tisch mit einem lucullischen Mahle bedeckt?

Die jüdische Küche — das muß ihr Jedermann nachrühmen — läßt überhaupt keinen Luxus zu und am allerwenigsten am Passahfeste, wo das „elende Brod" in der sogenannten „Kugel" den höchsten culinarischen Triumph feiert. In der That wurden die Juden durch die Einfachheit der jüdischen Küche, welche mit dem Fleische von wenigen Hausthieren sich begnügt, und des jüdischen Kellers, dem nur eine geringe Auswahl von Weinen zu Gebote stand, zur Mäßigkeit erzogen, und ein Couvert à 18 fl. ohne Wein*) wäre unsern Vorfahren als eine pure Unmöglichkeit erschienen. Erst von der Zeit an, da die interconfessionelle und internationale Küche auch bei den modernen Juden Eingang fand, ist die gastronomische Einfachheit aus vielen jüdischen Familien geschwunden.

Ein Beispiel aus dem Wiener Leben möge dies illustriren. Louis — alias Leibesch in Přemysl — Goldfinger war in Wien eingewandert und hatte es hier zu einem ansehnlichen Vermögen gebracht. Einst lud er einen Bekannten zum Diner. Der Geladene bemerkte scherzweise: „Bei Ihnen kann doch Jedermann zu Gaste sein; Sie gehören doch nicht zu jenen aufgeklärten Juden, welche vom zwiefachen Geschirr nichts wissen wollen." — „Ja, ja," versetzte unser Louis mit jener Betonung, die in keinem deutschen Wörterbuche vorkommt, „bis vor einigen Wochen hatten Sie Recht; ich habe aber von den alten Gewohnheiten unserer galizischen Heimat mich losgesagt, weil man in unserer altväterischen Küche den Gästen nichts Ungewöhnliches bieten und nicht der Welt zeigen kann, daß man nicht umsonst mit Grafen und Fürsten verkehrt und ge—handelt hat." — „Nun denn," fragte der Geladene, „wozu haben Sie mich zu Gaste gebeten?" — „Ich weiß," antwortete unser Louis Goldfinger, dessen Lippen nie ein deutsches Wort entweiht hat, „daß Sie so fromm sind, daß Sie nirgends außer Ihrem Hause etwas essen, und ich dachte mir daher, daß Sie trotz Ihrer Frömmigkeit auch an meinem Tische sitzen und zusehen können."

Zu jener Zeit aber, als jeder Jude in Frankreich, ob er Perez oder François sich nannte — denn eine Vorliebe für fremde Namen

---

*) Ein glücklicher Vater hatte einst ein Hochzeitsdiner für 100 Personen, das Couvert à 18 fl. ohne Wein, bestellt und den Rabbiner, welcher die Braut zum Entzücken ihres Vaters getraut hatte, mit 10 fl. honorirt. Da rief dieser lächelnd aus: Mindestens hatte ich den Preis eines Couverts mit Wein erwartet.

hegten die Juden zu allen Zeiten und in allen Ländern — der traditionellen jüdischen Gastronomie treu blieb, konnte der jüdische Herd keinen allzugroßen Luxus entfalten: was ist nun die Bedeutung unseres französischen Sprichwortes, und wodurch ist es entstanden? Wenn wir den richtigen Sinn desselben finden wollen, so müssen wir uns vergegenwärtigen, daß die Juden das ganze Jahr hindurch ihren Haushalt in der einfachsten und anspruchslosesten Weise führten, was Speisen, Getränke, Geschirr und Einrichtung betraf; daß es aber am Passahfeste in keinem jüdischen Hause an Fleisch, Wein und dem weißblinkenden Mazzot fehlte, und daß selbst in der ärmlichsten Wohnung ein schön gedeckter und besetzter Tisch zu sehen war, wofür die Wohlhabenden in jeder jüdischen Gemeinde durch ihre Wohlthätigkeit gesorgt hatten. Diesem Gegensatze zwischen dem Passahfeste und den übrigen Tagen des Jahres verdankt wohl unser Sprichwort seine Entstehung. Und so ist es mehr ein Zeugniß für die jüdische Mäßigkeit im Laufe des ganzen Jahres. Ein alter französischer Commentator macht die höchst interessante, erläuternde Bemerkung, daß die Juden am Passahfeste die ungesäuerten Brote, mit vielfarbigen Bändern geschmückt, ihren Freunden und selbst Nichtjuden als Festgeschenke zuschicken.

Diese Sitte dürfte die beste Erläuterung jener aramäisch-hebräischen Sätze sein, mit denen das Ritual am ersten Passahabend eröffnet wird. In aramäischer Sprache wird da jeder Hungrige zum Mitessen, jeder Dürftige zur Mitfeier geladen. Diese Einladung zur Theilnahme an dem festlichen Menu war sehr ernst gemeint und in Palästina eingebürgert, wo ein aramäischer Dialect die allgemeine Volkssprache war. Es müssen, wie aus dieser Einladungsformel hervorgeht, Juden wie Nichtjuden am Passahabende gespeist worden sein, dessen Feier mit diesem Acte allgemeiner Mildthätigkeit ohne Unterschied der Confessionen begann. Diese aramäische Eingangs- und Einladungsformel verbreitete sich allmälig auch nach anderen Ländern, wo Juden wohnten und ihr Passah feierten, und wurde später mit einem hebräischen Zusatze vermehrt, in welchem die Hoffnung auf die baldige Rückkehr nach dem heiligen Lande ausgesprochen wurde. Daraus entwickelte sich wohl die in dem Commentar zu unserem Sprichworte erwähnte Sitte der französischen Juden, ihren christlichen Freunden und Bekannten Festbrote am Passah als Geschenke zu überschicken. Und merkwürdig! Christen finden heute noch mehr Geschmack an unserem Passahbrode als Juden, und ich bin überzeugt, daß manchem Antisemiten das Maul mit Mazzot, Klößchen und Kugeln gestopft

werden könnte. Auch erinnere ich mich als Dorfkind, daß man den Bauern am Passahfeste ungesäuerte Brode schenkte, und daß sie dieselben als die feinsten Leckerbissen betrachteten. Ich hielte es für rathsam, wenn man in unserer Zeit an die uralte Sitte anknüpfte und am Beginn jedes Passahfestes die nichtjüdischen Armen überall, wo jüdische Gemeinden sind, mit Speisen betheiligte, zumal das jüdische Passah gewöhnlich in die Zeit der Charwoche und der christlichen Ostern fällt, wo das Ceremoniell der Kirche nicht dazu beiträgt, die Verbrüderung mit den Juden zu fördern.

Der zweite Theil unseres Sprichwortes betrifft zwar nur die Hochzeiten der Mauren, aber, indem es die Juden ausschließt, ladet es zu einer Vergleichung ein. Waren und sind die Juden wirklich so einfach und sparsam bei Vermählungsfeierlichkeiten? Ich kann es nicht bejahen. Allerdings Turniere, Wettrennen und Carroussels konnten sie nicht wie die Mauren veranstalten; allein an Luxus ließen und lassen sie es wahrlich nicht fehlen, wenn Sohn und Tochter miteinander sich vermählen.

In vielen Gemeinden, z. B. in Fürth, wurden geradezu gegen den Luxus der Juden bei Hochzeiten Verbote erlassen, und in der Gegenwart hat man Gelegenheit genug, die Neigung der Juden zu allerlei Tand und Aufwand bei Vermählungen zu studiren. Mittellose Bräute erscheinen im weißen Atlasgewande, einen prächtigen Blumenstrauß in der Hand, unter dem Trauhimmel, und simple Agenten verlangen eine kurze Trauungsfeierlichkeit, weil sie mit dem nächsten Zuge nach der Schweiz oder nach Italien reisen wollen.*) Und erst der Luxus an Worten, der bei Trauungen getrieben werden muß! Die Eltern der Braut müssen in der Traurede in voller Glorie und mit einer genealogischen Ausführlichkeit erscheinen, als handelte es sich um einen Beitrag zum Gothaischen Kalender, und die Braut selbst in orientalischer Bilderpracht gepriesen werden. Ist sie rothhaarig, so muß man sie mit der lieblichen Sulamith im Hohenliede vergleichen, welche wie das Morgenroth aus den Wolken sich erhebt, ist sie von grünblasser Farbe, so sieht sie der schönen Königin Esther zum Sprechen ähnlich, spielt sie einige Strauß'sche Walzer, oder trillert sie einige Lieder, so stammt sie von einer Seitenlinie des Königs David ab.

---

*) Einmal erschien ein Bräutigam vor mir mit der Bitte, um eine Schnellzugstrauung, d. h. um eine kurze, damit er mit dem nächsten Schnellzuge seine Hochzeitsreise antreten könne. Ich erwiderte ihm: „Sie heißen Gut, Ihre Braut Kurz; also Kurz und Gut, Amen! Sind Sie mit dieser Traurede zufrieden?“

Und erfreut sich die Familie der Braut eines Neffen oder Cousins, welcher es auf der Börse zu etwas gebracht hat, dann sei der Himmel dem Prediger gnädig, wenn er nicht die Kunst versteht, diesen Stolz der Familie in seine Rede einzuflechten oder mindestens auf ihn durch eine biblische Reminiscenz anzuspielen, wie etwa, daß Loth der Neffe Abrahams oder, daß Laban der Cousin Isaaks war. Luxus vor der Trauung, Luxus bei der Trauung, Luxus nach der Trauung!

Der dritte Theil unseres französischen Sprichwortes geißelt die Proceßsucht der Christen, welche der alte französische Commentator mit folgenden Worten charakterisirt: „Man hat es stets bemerkt, daß die Christen die Processe lieben. Nie hat eine andere Religion mehr Rechtsgelehrte, mehr Richter, mehr Leute voll Praktiken besessen, als die christliche; daher kommt es, daß diejenigen, welche die juristische Amtstracht unter uns tragen, gewöhnlich reich und mächtig sind. Die Processe sind unter den Christen bisweilen unsterblich, durch die Hartnäckigkeit derer, welche sie führen, so, daß man in Frankreich von Processen zu erzählen weiß, welche hundert Jahre dauerten."

Zu diesem dritten, die Christen betreffenden Satze unseres Sprichwortes bilden die Juden einen erfreulichen und rühmlichen Gegensatz. Nicht etwa, als wenn sie Alle der pure Friede wären, und keine Korahs in ihrer Mitte hätten; o nein! sie sind zumeist unter einander rechthaberisch und streitsüchtig und halten sich für gleich klug und gleich berechtigt. Allein langwierige Processe waren unter den Juden so lange unmöglich, als sie unter ihrer eigenen Jurisdiction standen, das jüdische Recht maßgebend war und die Rabbinen als Richter fungirten. Da gab es keine Advocaten, keine schriftliche Eingaben und Repliken, keine Actenstöße, keine Expensnoten, keine Kniffe, um den Proceß in die Länge zu führen; da fällten rabbinische Rechtsgelehrte die richterlichen Urtheile, ehrwürdig durch ihre Gewissenhaftigkeit, Gelehrsamkeit und Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit. Wenn ein talmud- und rechtskundiger Gelehrter einst das große Capitel der jüdischen Rechtsgeschichte schreiben, wenn er den Scharfsinn, der in der Entwickelung des jüdischen Rechtes zur Geltung kam, beleuchten und die eminenten jüdischen, rabbinischen Juristen, wie z. B. Isaak ben Schesches, Simeon Duran und Jonathan Eibeschitz, schildern wird, dann wird er nicht bloß eine glänzende Partie des jüdischen Lebens zur Darstellung bringen, sondern auch einen wichtigen Beitrag zu den Annalen der Rechtswissenschaft liefern; dann werden die Herren Antisemiten belehrt werden, daß lange vor dem Brandenburgischen

Kurfürsten unter den Juden der Spruch cursirte: „Noch gibt es Richter überall, wo die ehrwürdigen Jünger des Talmud Recht sprechen ohne Ansehen der Person und ohne die Folgen ihrer Verdicte furchtsam oder eigennützig zu berechnen.“

Die beiden Worte: „Din Thora“, d. h. „Spruch und Urtheil nach jüdischem Rechte“ sind das ganze Mittelalter hindurch ein Ehrenruf des Judenthums, flößen den streitenden Parteien den tiefsten Respect vor den Urtheilssprüchen der rabbinischen Richter ein und schützen die Juden vor dem Spotte des Sprichwortes, welches die christlichen Processe, die christlichen Advocaten, die christlichen Kammer- und Reichsgerichte verhöhnt. Der jüdische Rechtscodex wurde später „Choschen ha-Mischpat“ genannt. Diese Bezeichnung erinnert an den Hohenpriester, an die Urim und Tumim, an glänzende, vielfarbige und kostbare Edelsteine, und die jüdische Jurisdiction während des Mittelalters mit der Raschheit ihrer Procedur, der Billigkeit ihres Verfahrens, der Uneigennützigkeit ihrer Rechtsgelehrten ist der hohepriesterliche Schmuck der Juden im Ghetto, und die geehrten Leser mögen mir es gestatten, hier die freudige Reminiscenz zum Ausdrucke zu bringen, daß mein Urgroßvater, R. Hirsch Broda, ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter war und sich als Richter eines solchen Rufes erfreute, daß ungarische Magnaten ihre Rechtsstreitigkeiten vor sein Tribunal zur Entscheidung brachten. In Rußland soll es nicht selten vorkommen, wie mir von glaubwürdiger Seite erzählt wurde, daß Nichtjuden die russischen Gerichtsstuben perhorresciren und vertrauensvoll an die Rabbinen sich wenden, um von diesen ihre Processe in Geldangelegenheiten schlichten zu lassen.

III.

Namen der Juden.

„Vous êtes un Juif?“
„Sie sind ein Jude?“

Dieses Sprichwort, welches heute noch in Frankreich in Cours ist und daher einen Platz im Wörterbuche der französischen Akademie gefunden hat, klingt nicht sehr schmeichelhaft für den Juden. Denn es versteht unter demselben einen Menschen, der sehr interessirt, berechnend, auf seinen Vortheil bedacht ist, in Geldangelegenheit keine Gemüthlichkeit, keine Ritterlichkeit, keine Noblesse kennt, sehr gut rechnet und auf sein Guthaben sich versteht. So einfach dieses Sprichwort erscheint, so gibt es doch Veranlassung zu interessanten Beobachtungen und Vergleichungen. Da „Juif“ eine üble Nebenbedeutung hat und mehr errathen läßt als es aussagt, so gebraucht die moderne französische Gesetzgebung bezüglich der Juden die Bezeichnung „Israélites“, und die Juden in Frankreich nennen sich gleichfalls „Israélites“. Ihr „Consistoire“ ist „israelitisch“, ihre „Alliance“ israelitisch, ihre Zeitschriften, wie „Archives“ und „Univers“, israelitisch. Auch in Italien dient „Israeliti“ oder „Ebrei“ als officielle Bezeichnung für Juden. Das österreichische bürgerliche Gesetzbuch kennt „Juden“ und „jüdisch“, in den österreichischen Pässen war früher unter der Rubrik Religion „mosaisch“ zu lesen. Die Wiener Cultusgemeinde heißt eine „israelitische“, ihr Bethaus ein „israelitisches“, einer ihrer verdienstvollsten Präsidenten aber schrieb ein Buch über „die Juden in Oesterreich“. Die preußische Gesetzgebung spricht von Juden, die Berliner Gemeinde bezeichnet sich und alle ihre Institutionen und Anstalten mit dem Epitheton „jüdisch“. Jost verfaßte eine „Geschichte der Israeliten“, Grätz aber eine „Geschichte der Juden“. In Rußland leben nach dem officiellen Ausdrucke „Hebräer“, und in Schweden wurde einmal die Frage

ventilirt, die auch mir zur Beantwortung vorgelegt wurde, ob man „Juden", „Israeliten", „Mosaische" oder „Hebräer" als Bezeichnung für die Nachkommen Abrahams gebrauchen soll. Bis auf die neueste Zeit hatte Rußland den ältesten Namen, den Namen „Hebräer" für seine Juden angewandt; nun aber hat ihm das hochgelehrte Berlin den Rang abgelaufen! Denn dort erfand man die Benennung „Semiten" für die Söhne aus dem Reiche Juda. Wenn diese Erfindung nicht einen so traurigen Verlauf genommen hätte, so müßte man über sie lachen; denn mit demselben Rechte, mit welchem man die Juden „Semiten" nennt, müßte man auch den Namen „Araber" aus der Zeitgeschichte streichen, Engländer, Flamländer und Holländer mit dem allgemeinen Namen „Germanen" bezeichnen. Was ist Franklin's Erfindung, den Blitzstrahl zu bannen, was die Erfindung Stephensons, die Entfernungen in wunderbarer Weise zu kürzen, gegen die Erfindung des salbungsvollen, königlich preußischen Hofpredigers! Ob denn dieser fromme Kuttenträger einmal schon über 1. B. M., Cap. 9, V. 26: „Gepriesen sei der Ewige, der Gott Sem's" in der Berliner Domkirche gepredigt hat?

Doch lassen wir Herrn Stöcker, den Stolz aller Teutomanen und Antisemiten, und wenden wir uns wieder zu unserem französischen Sprichworte! Dasselbe wird in Frankreich auch von Juden gegen Juden gebraucht, weil das Wort „Juif" in demselben alles Confessionelle und Nationale abgestreist hat und bloß dazu dient, einen interessirten, auf seinen Vortheil bedachten Menschen zu bezeichnen.

Auch außerhalb Frankreichs soll es vorkommen, daß ein Israelit den anderen in wegwerfendem Tone „Jude" titulirt, wie dies folgende höchst tragische Geschichte aus dem Jahre der Schöpfung 5641 beweist.

Bruno Ritter von Stolzenfels hielt sehr viel auf seinen jungen, man möchte sagen, noch kindlichen Adel. Sein ritterliches Wappen glänzte an Allem, was nur Gravirungen, Radirungen und Malereien möglich machte, und selbst die Marke seines Hundes war mit demselben versehen. Einst ging er in die Gesellschaft junger Cavaliere, in welcher auch Kuno von Eisenheim, ein jüdischer Adeliger von etwas älterem Datum, sich befand. Das Gespräch drehte sich um Reit-, Zug- und Jagdpferde, um Hunde verschiedener Racen, um Anekdoten, welche den Sport betreffen. Bruno machte eine etwas satirische Bemerkung, welche Kuno auf sich bezog — und sofort schleuderte er seinem Beleidiger die schrecklichen Worte entgegen: „Sie sind ein Jude!" Das war zu stark, das konnte Bruno sich nicht gefallen

lassen, und mit flammendem Gesichte schrie er, auf Kuno hinweisend: „Sie sind ein Jude!"

Es versteht sich von selbst, daß diese Scene, wie es unter Rittern üblich ist, zu einem Duelle führen mußte. Es wurden die Secundanten gewählt, Pistolen als Waffen bestimmt, Ort und Zeit des blutigen Zweikampfes festgestellt. Einen Tag vor dem fürchterlichen Waffenspiele, bei welchem es sich um Menschenleben handelte, setzte sich Bruno von Stolzenfels an seinen Schreibtisch, nahm den mit seinem Wappen gezierten Federstiel in die Hand und schrieb folgende Zeilen an seinen Gegner:

Mein Herr!

Sie haben mich schwer beleidigt, indem Sie mich in einer Gesellschaft von Cavalieren einen Juden nannten und dies zu einer Zeit, wo Herr v. Treitschke in Berlin die Juden das „Schlemaßl" oder „das Unglück" des deutschen Volkes genannt hat. Allein ich habe gehört, daß Sie die Stütze Ihrer alleinstehenden Mutter sind, und es würde mir sehr leid thun, wenn ich, ein sicherer Schütze, Sie treffen möchte. Ich proponire Ihnen daher, daß wir beide in die Luft schießen, und daß wir auf Manneséhre uns gegenseitig versprechen, diese getroffene Verabredung nie zu verrathen.

Nach einer Stunde langte die Antwort Kuno's an, die folgendermaßen lautete:

Mein Herr!

Gerade war ich im Begriffe, an Sie zu schreiben, als ich Ihren Brief erhielt. Auch in mir erhob sich das Bedenken, daß Sie ein einziger Sohn sind, und daß Ihre Verwundung schreckliche Folgen haben könnte. Ich gehe daher auf Ihren Vorschlag ein. Uebrigens — entre nous soit dit — sind wir doch wirklich Juden, d. h. die Nachkommen von Ahnen, welche älter als die Auersperg und Schwarzenberg sind und von denen wir zwei kostbare Eigenschaften ererbt haben: Ich meine, die Scheu vor Blutvergießen und das jüdische Herz voll „Rachmonus".

Beide Ritter hielten Wort und schossen bei ihrem Rencontre in die Luft.

Messieurs, vous êtes des Juifs!

Polnische Sprichwörter.

Wurzbach, die Sprichwörter der Polen. Wien, 1852.

IV.

Illusionen.

„Miecz skowany, wilk chowany,
Zyd chrzczony przyjaciel jednany mało warte."
„Gezähmter Wolf, getaufter Jud', gelöthet Schwert
Und ein versöhnter Freund sind wenig werth."

Mit diesem polnischen Sprichworte correspondiren drei deutsche und ein czechisches. Die deutschen lauten:

„Wer ein alt Juden toufen will,
Der verliust des Toufels vil;
Er mag ihn toufen noch so baß,
Doch zikt er nach dem alten Faß."

Ferner:

„Getaufter Jud' thut selten gut."

Endlich:

„Die (ungetauften) Juden verkauften Jesum Christ; wär' er noch auf Erden, er würde von den getauften Juden aber verkauft werden."

Die Czechen sagen:

„Mit dem getauften Juden nur wieder in's Wasser."

Drei Nationen also, welche wahrlich Gelegenheit genug hatten, die Juden, die so zahlreich in deren Mitte lebten, zu beobachten, bekennen durch den Mund des Sprichwortes ganz treuherzig, daß die Judentaufe keine Wiedergeburt und keine Veränderung in dem Neophyten bewirkt. Das Volk wußte es, die Erfahrung bestätigt es immer von Neuem, und dennoch gab es Christen in den höheren Schichten

der Gesellschaft, welche auf die Bekehrung eines Juden eine Prämie setzten. Wie viel englische Pfunde werden von den Missionsgesellschaften jährlich verausgabt, um eine jüdisch-catilinarische Existenz für die Kirche zu gewinnen! Der Jude, in welchem die Verstandesthätigkeit vorherrschend ist, kann nie mit der christlichen Mythologie sich befreunden, und selbst die philosophische Umdeutung christlicher Dogmen durch Hegel, Schleiermacher und Schelling, welche jeden positiven christlichen Gehalt zersetzt und aufgelöst haben, widerstrebt dem jüdischen Geiste. Die historische Thatsache, daß die Juden der christlichen Dogmatik einen so zähen Widerstand geleistet haben und noch leisten, hat in unseren Tagen einen berühmten italienischen Denker, Tito Vignoli, beschäftigt, der in seinem neuesten Werke: „Mito e Scienza" mehrere höchst bedeutsame Seiten darüber geschrieben hat, denen wir folgende Zeilen entlehnen: „Christi Lehre wurde schon hie und da von den Weisen Israels vorgetragen, und die Schule Hillel's und Gamaliel's stand moralisch gewiß nicht unter der seinigen, wie aus der talmudischen Tradition und selbst aus einigen Andeutungen in der Apostelgeschichte hervorgeht. Das erste Christenthum hatte also rein semitischen Ursprung, semitische Entwickelung und Lehre, es war aus einem Volke semitischen Stammes und aus einem Manne dieses Volkes hervorgegangen. Und was für eine erhabene Lehre war es! — Und doch wurde die semitische Race nicht christlich, und noch heute, nachdem seit dem Erscheinen dieser Lehre so viele Jahrhunderte verflossen sind, wird sie von den Semiten verschmäht; eine auffallende Erscheinung!*) Und welche Race hat diese Lehre angenommen und ist zur eigentlich christlichen geworden? Die Race, welche psychologisch von allen der Welt am meisten zum Götzendienst geschaffen war (wobei Götzendienst im ästhetischen Sinne und nicht als gemeiner Fetischdienst zu verstehen ist), ist unser europäischer arischer Stamm! Und warum?"

„In der christlichen Lehre, wie sie kaum geboren, von Kirchenlehrern weiter ausgebildet wurde, die mit arischer Civilisation und

---

*) Bereits 1263 äußerte R. Mos. ben Nachmann von Jacob I., König von Aragonien, ganz freimüthig: „Majestät, Du bist ein Christ, der Sohn eines Christen und einer Christin, und hörtest immerfort Geistliche und Orden, die Dich umgeben, so daß das wichtigste Dogma der Kirche durch Erziehung und Gewohnheit Dir geläufig wurde und kein Bedenken in Dir aufkommen ließ, während andere, welche außerhalb der Kirche stehen, gegen dieselbe mit aller Macht ihrer Vernunft und auf Grund der Naturbeobachtung protestiren müssen; kein Jude kann es gläubig annehmen."

arischen Glaubenssätzen vertraut waren, lag eine Idee, die mit den semitischen Anschauungen absolut im Widerspruch stand und diesem ganzen Volke bis auf den heutigen Tag unverständlich geblieben ist — nämlich die Idee, daß Christus ein Mensch und dabei Gottes Sohn, Gott selbst wäre. Für den Semiten steht Gott so hoch über der ganzen Schöpfung und ist im Vergleich zur Kleinheit der Welt und des Menschen so ungeheuer erhaben und ewig, daß er ihn mit diesem unmöglich identificiren konnte und es nicht widersinnig finden mußte, sich ihn als Seinesgleichen zu denken. Deshalb wies er mit der ganzen Kraft seines Geistes eine solche Lehre zurück und duldete lieber Leiden und ließ sich in alle Welt zerstreuen, als daß er sich ihr unterworfen hätte. Das ist der eigentliche Grund, warum in der semitischen Race das Christenthum nicht Wurzel schlug, noch jemals schlagen wird.“

— — — — — — — — — — — — — —

„Die Semiten, die fest an dem alten Glauben hängen blieben und das Christenthum in der Fassung, welche es durch unsere Race erhalten hatte, zurückwiesen, welche Aufgabe haben sie in der Weltgeschichte erfüllt? Allerdings haben die Israeliten, trotz ihrer Zerstreuung unter den Völkern, den reinsten, einheitlichen und geistigen Gottesbegriff bewahrt, und die Civilisation wird ihnen für diesen rationellen Gottesbegriff viel Dank wissen, wenn der Mensch sich mit seinem wissenschaftlichen Inhalt besser verständigt haben wird, wie auch bis auf den heutigen Tag viele von ihnen sich um alle Wissenschaften rühmlichst verdient gemacht haben.“

Der psychologische und ethnologische Gesichtspunkt, von welchem Herr Vignoli in seiner Erörterung ausgeht, wird viel dazu beitragen, den Traum einer allgemeinen Judenbekehrung zu zerstören. Denn in der arisch-christlichen Welt, wo die Incarnationen eine so große Rolle spielen und die Gottheiten menschliche Gestalten annehmen, wird der Jude sich immer fremd fühlen, und die Ethik braucht er wahrlich nicht den Grundbüchern der Kirche zu entlehnen. Ja, ich wiederhole, was ich vor Jahren bereits öffentlich ausgesprochen habe, als das evangelistische Consistorium in Brandenburg die Bekenner des Judenthums in einem Erlasse tief verletzte, weil einige Christen in Berlin zum Judenthume übergetreten waren: daß die Juden die einzigen guten Christen sind, welche die Lehren des Evangeliums beobachten, indem sie ihren Feinden vergeben, ihnen keinen Groll nachtragen, wo sie können, sogar Gutes erweisen und, wie bereits ein

berühmter jüdischer Lehrer zur Zeit des ersten Kreuzzuges bemerkte, für sie zu Gott beten. Der Jude ist auch wahrhaft tolerant, indem er jeden Nichtjuden „nach seiner Façon selig werden" läßt und das Christenthum als einen Fortschritt in der religiösen Entwickelung der Völker betrachtet.

Die beiden großen jüdischen Denker, welche dem Christenthume seinen berechtigten Platz in dem religiösen Haushalte der Menschheit anwiesen und lange vor Lessing dasselbe als ein wichtiges Moment in der Erziehung des Menschengeschlechtes beurtheilten, lebten zur Zeit der Kreuzzüge, welche die Völker und die Religionen des Orients und des Occidents einander näher rückten und zu Betrachtungen über die verschiedenen Confessionen anregten. Während nun die bekannte Erzählung von den drei Ringen als Symbole der drei monotheistischen Religionen die Hauptsache und Hauptfrage über das Verhältniß der religiösen Bekenntnisse zu einander in suspenso läßt, haben Juda ha-Lewi und Moses ben Maimon frei und offen die welthistorische Bedeutung des Christenthums und des Islams anerkannt.

Die Zeit des allgemeinen Bekehrungseifers ist wohl für immer vorüber, die Söhne und die Töchter Israels, welche in der Gegenwart in die Kirche eintreten, müssen mit einem andern Maßstabe gemessen werden, als die vom Judenthume Abgefallenen in vergangenen Tagen. Allein die Geschichte der Letzteren oder des Abfalls vom Judenthum unter Griechen und Römern, in dem ersten Auftreten und Ringen des Christenthums, in der Epoche der bereits erstarkten und zur Herrschaft gelangten Kirche und während des Mittelalters muß einmal geschrieben werden, und wenn geschrieben, wird sie auf die Läuterung der Ansichten und auf die Berichtigung traditioneller Urtheile unter Juden und Christen einwirken. Es wird sich zeigen, daß das Volkssprichwort eine historische Wahrheit in volksthümlicher Weise aussprach, daß die Kirche weder an Ehre noch an Kraft durch die Judentaufen gewonnen hat, und daß den Juden großes Leid von ihren abgefallenen Brüdern zugefügt wurde. Denn getaufte Juden waren es zumeist, welche die jüdischen Gebete als menschenfeindlich denuncirten und das jüdische Schriftthum den Christen als eine Quelle des Völkerhasses darstellten, und die jene öffentlichen religiösen Disputationen bald veranlaßten, bald förderten, welche von Heine zwar verspottet wurden, die jüdischen Herzen aber mit Bangen und Zagen, mit Furcht und Angst erfüllten. Kein Wunder, daß abtrünnige Juden und Denuncianten bereits im alten hebräischen Schriftthume als

Einerlei galten. Sie haben jene Pfützen angesammelt, aus welchen heute noch so mancher Antisemit schöpft, um als Kenner der hebräischen Literatur zu erscheinen und ebenso fromme, edle wie talmudkundige Männer à la Delitzsch, wie sie sich einbilden: mit ihren eigenen Waffen zu schlagen.*) Einige dieser treulosen Söhne des jüdischen Volkes traten gegen ihre früheren Glaubensgenossen feindselig auf, aus Bosheit und aus Rachsucht, andere geberdeten sich voll glühenden Eifers für ihren neuen Glauben, damit man ihren alten vergesse; denn bereits das deutsche Sprichwort macht die boshafte Bemerkung:

„Frisch getaufte Juden und neugebackene Barone erkennt man am Tone."

So erzählt Llorente in seiner Geschichte der spanischen Inquisition, daß die Bischöfe, welche früher Juden waren oder von Juden abstammten, die eifrigsten und feurigsten Verfolger der Ketzer waren, wahrscheinlich, damit man ihnen ihre jüdische Abkunft verzeihe, oder, damit man an ihrem Glaubenseifer nicht zweifle. Allerdings darf es nicht verschwiegen werden, daß es auch Ausnahmen gab, und daß mancher getaufte Jude seine alten Glaubensgenossen vor Gefahr warnte, in Bedrängnissen beschützte und ihnen, wo er konnte, als ein Verbündeter im Stillen sich erwies. So enthält die von mir veröffentlichte Petrus-Legende, nach welcher der Apostel der jungen Christusgemeinde sich anschloß, um auf dieselbe zum Schutze und zum Wohle der Juden Einfluß zu gewinnen und ihr im Namen Jesu einzuschärfen, nichts Feindseliges gegen die Söhne Israels zu unternehmen, den geschichtlichen Kern, daß Juden zum Scheine der Kirche sich anschlossen, um ihren wahren Glaubensgenossen Retter in der Noth zu sein.

*) Der ewige Talmudjude und Consorten werden nicht eher zum Schweigen gebracht werden, bis einmal ein „entdecktes Christenthum" geschrieben sein wird, d. h. eine Sammlung von Stellen aus der gesammten christlichen Literatur, welche Ungeheuerlichkeiten und Ausbrüche der Intoleranz gegen Andersgläubige enthalten. Der Stoff dürfte für einige Bände ausreichen, ohne daß wir das Christenthum dafür verantwortlich machen und ihm jeden Nonsens, den ein guter Christ einmal geschrieben hat, anrechnen wollten.

V.

Parallelen.

„Polaka Niemiec, Niemca
Wloch, Wlocha Hiszpan,
Hiszpana Zyd, a Zyda
tylko djabel oszuka“.

„Den Polen hintergeht der Deutsche,
Den Deutschen der Wälsche,
Den Wälschen der Spanier,
Den Spanier der Jude,
Den Juden aber bloß der Teufel.“

Wäre dieses polnische Sprichwort ein absolutes Wahrwort, so müßte der Jude der durchtriebenste und raffinirteste Mensch der Welt sein. Anders aber urtheilt das deutsche Sprichwort, indem es sagt:

„Es gehören neun Juden dazu, um einen Baseler, und neun Baseler, um einen Genfer zu betrügen.“

Und dieses Urtheil ist in folgender Zusammenstellung noch verschärft:

„Drei Juden gehen auf einen Armenier, drei Armenier auf einen Griechen, und dann bleibt noch ein Dutzend Christen übrig.“

Ich werde später noch Gelegenheit finden, die bereits durch diese beiden Sprichwörter bestätigte Thatsache hervorzuheben, daß das deutsche Volk gerechter, gutmüthiger und unparteiischer über die Juden sich aussprach als Geistliche und Gelehrte, Pfaffen und Professoren. Allein sowohl Polen als Deutsche stellen dem Juden das Zeugniß aus, daß er nicht dumm, oder richtiger, daß er raffinirt ist. Ist dies ein besonderer Charakterzug des jüdischen Stammes? Nein! Die Raffinirtheit ist das Product gewisser Lebensverhältnisse, die Raffinirtheit ist dem Menschen nicht angeboren, sondern sie entsteht, wenn er zu den Hilfsmitteln, welche sie darbietet, durch den Kampf um's Dasein genöthigt

wird. Es ist ein wahres Wunder, daß die armen Juden in den Zeiten der Bedrängnisse und Bedrückungen ihren Lebensunterhalt finden konnten. Alle Kräfte des Geistes mußten sie anspannen, alle Ressourcen des Verstandes erschließen, jedes Mittel versuchen, jeden Seitenweg betreten, jede Handhabe gebrauchen, jede mögliche Combination prüfen, um nur ihr Dasein fristen zu können. Sie lebten in ununterbrochenem Kriegszustande*) mit ihren Feinden, und wie im Kriege mußten sie ihre Gegner überlisten, zumal ihnen die Machtmittel fehlten, um in offener Schlacht den Sieg zu erringen. Wie nach Darwin der Kampf um's Dasein neue Formen in den Gebilden der Natur schafft, entwickelt und erhält, so hat der fürchterliche Kampf, welchen die armen Juden um ihr Dasein zu bestehen hatten, ihren Verstand geschärft und ihm jene Schneidigkeit und jene Raschheit des Urtheils verliehen, welche auf dem Wege der Vererbung unter einem Theile der Judenheit sich erhalten haben.

Ferner war es der Handel, welchen die Juden zumeist betrieben, der sie durch sein Wesen raffinirt machte. Denn die Kauf- und Handelsleute haben nicht bloß eine eigene kaufmännische Ehre, ihre besonderen Usancen und ihren eigenthümlichen Moralcodex, sondern auch einen Verstand, welcher zur Raffinirtheit geneigt ist. Möge das polnische oder das deutsche Sprichwort Recht haben, jedenfalls sind Wälsche und Spanier, Baseler und Genfer, Armenier und Griechen auch keine Muster von Schlichtheit und Naivetät, von Geradheit und Offenheit, von Uneigennützigkeit und Selbstentäußerung. Jeder Stand formt im Laufe der Zeit den Charakter, die Denkungsart und selbst einen gewissen Ausdruck des Körpers. Schullehrer sind pedantisch, Professoren eingebildet, Hofräthe steif, Schauspieler, Sänger und Virtuosen nehmen allmälig eine Haltung und einen Gesichtsausdruck an, als erwarteten sie vom Publicum gerufen zu werden, und jüdische Cantoren, welche jede Woche dieselben Gebetstücke und dieselben Melodien vortragen,

*) „Inter arma silent leges." Diesen völkerrechtlichen Satz muß man bei der Beurtheilung vieler Erscheinungen in der Geschichte der Juden und des jüdischen Schriftthums berücksichtigen, wenn man nicht gegen die Juden ungerecht sein will. Sie waren von Feinden umgeben, ihr Leben und ihr Besitz war oft bedroht, was Einzelne thaten und schrieben, war ein Geheiß der Nothwehr, die Vieles entschuldigt, was man in ruhigen und friedlichen Zeiten verurtheilt. Man lese doch einmal die Zeitungen und Flugschriften aus den Jahren 1870 und 1871, und man wird finden, daß auch Franzosen und Deutsche einander nicht lauter Complimente machen und ihre gegenseitigen Vorzüge laut rühmen trotz der schönen Moralsätze, welche im Evangelium zu lesen sind.

erscheinen in der Oeffentlichkeit mit einem Aplomb und einem zur Schau getragenen Selbstbewußtsein, als wären sie alle nicht bloß die directen Nachkommen der Söhne Korah's, ich meine derer, welche im Psalmbuche genannt werden, sondern als wären ihre Stimmen Himmelsklänge oder eine Tonleiter, die zum Himmel führt.*) Und auch Handel und Verkehr verleihen denen, die sich mit ihnen befassen, ein gewisses körperliches und geistiges Gepräge. Unparteiisch ist das deutsche Sprichwort, welches sagt: „Juden und Krämersleut' sind des Teufels seine Freund'," und bereits im biblischen Alterthum hat der Prophet den handeltreibenden Phönizier als Gegenbild zur Themis gemalt.

---

*) Lächerlich ist die Behauptung einiger jüdischer Vorsänger, daß sie einen priesterlichen Charakter haben, weil die Gebete die Stelle der früheren Opfer vertreten. Wäre dies richtig, dann müßten jene Wollhändler und Branntweinbrenner, welche in den früheren Gemeinden an Festtagen und an den Sterbetagen ihren nächsten Angehörigen in der Synagoge vorbeteten, für einige Tage und Stunden die Nachfolger der Söhne Aaron's geworden sein.

VI.

Wolken und Wanderer.

„Dozccz bude-bo zydy woloczal sia.“

„Es wird regnen, denn die Juden streichen umher.“

Ein jüdisch-deutsches Sprichwort lautet: „Wenn die Chasidim (Frommen) wandern, gibt's Regen“, ein deutsches: „Wann die Mönche bald reisen, so kommt Regen.“ Abraham Tendlau und Dr. M. Güdemann haben an die Lautähnlichkeit von „Chasida“ („Storch“) und „Chasid“ („Frommer“) erinnert und dadurch sowohl das jüdisch-deutsche als das deutsche Sprichwort erklären wollen. Allein die Ruthenen stören nicht bloß die Zirkel der Polen in Galizien, sondern auch die Erklärungen alter Sprichwörter, da „Juden“ weder mit Störchen, noch mit Mönchen lautlich verwandt sind. Ich glaube daher einen anderen Weg einschlagen zu müssen, um eine Verbindung zwischen Mönchen, Juden und Chasidim herzustellen.

Bereits im Eingange dieser Studie habe ich darauf aufmerksam gemacht, daß das Sprichwort im Allgemeinen mit spöttischem, moquantem und satirischem Munde redet, was auch unser Sprichwort bestätigt. Jeder Unbefangene muß einräumen, daß eine gewisse Schadenfreude aus den drei Sprichwörtern hervorblickt, indem die Ruthenen an den Juden, die Deutschen an den Mönchen und die Juden an den Chasidim ihr Müthchen kühlen; daß Juden und Mönche oder Pfaffen in moquanter, schadenfroher Weise zusammengestellt werden, ist in der Sprichwörterliteratur nicht selten. So lauten z. B. zwei deutsche Sprichwörter: „Mit Juden und Pfaffen habe nichts zu schaffen“; „Wenn ein Jud' den andern, ein Pfaff den andern, oder ein Weib das andere betrügt, so lacht Gott im Himmel“.

Und was die Chasidim betrifft, so sind sie nicht selten ein Gegenstand des Spottes unter den Juden gewesen und es heute noch geblieben. Man schätzte in jüdischen Kreisen den „Zaddik“, d. h. den

„maßvollen Frommen", welcher Vernunft und Wissenschaft nicht verachtet, während der „Chasid", d. h. der „Frömmler" oder der „schwärmerische phantastische Fromme", der gleichsam ein Detailkrämer des Judenthums ist, verspottet wurde. So kennt der Talmud einen närrischen Chasid und rühmt den Zaddik mit allen möglichen Lobeserhebungen.

Der Ruthene hat also seinen Juden, der Deutsche seinen Mönch oder Pfaffen, der Jude seinen Chasid, und wenn diese drei im Regen naß werden, so spotten ihrer drei Stämme.

* * *

Die Deutschen, in deren Mitte wir jetzt treten, übertreffen alle anderen Nationen durch ihren Reichthum an Sprichwörtern, welche auf Juden sich beziehen und dieselben charakterisiren. Ich wiederhole, was ich zum Ruhme des deutschen Volkes bereits früher betont habe, daß die Sprichwörter derselben durchaus nicht feindselig oder besonders antipathisch gegen die Juden sind, und daß das deutsche Volk in seiner Urwüchsigkeit ruhiger und gerechter über die Juden urtheilt, als die antisemitischen Rädelsführer in unserer Zeit. Allein die Mannigfaltigkeit und der Reichthum der deutschen Sprichwörter nöthigen mich sie in eine gewisse systematische Ordnung zu bringen, was dem deutschen Genius entspricht und die Uebersichtlichkeit fördert.

Deutsche Sprichwörter.

Binder, Sprichwörterschatz der deutschen Nation. Stuttgart, 1873.
Eiselein, die Sprichwörter und Sinnreden des deutschen Volkes. Freiburg, 1840.
Wander, deutsches Sprichwörter-Lexikon. Leipzig, 1880.

VII.

Die Juden und der Wucher.

Das Jahr 1881 ist das Jahr der Wucherdebatten. Sowohl in Wien als in Berlin wurde in den Parlamenten viel von Wucher gesprochen, und einige Redner, welche als Volksvertreter und Gesetzgeber berufen und verpflichtet sind, jeden Gegenstand, welcher in dem hohen Volksrathe zur Verhandlung kommt, ruhig und objectiv zu betrachten, konnten nicht umhin, mit Bitterkeit und Verbissenheit sich über den Charakter der Juden zu äußern, als bestünden diese aus lauter Geldverleihern. In Wien hat ein tyrolischer Monsignore das ganze Füllhorn evangelischer Milde und christlicher Liebe über die Juden ausgegossen, und ein großer Bürgermeister einer der kleinsten und jüngsten Städte in der Nähe der Residenz hat die Furcht geäußert, daß das ganze fruchtbare galizische Territorium in das Eigenthum der galizischen Juden übergehen und dort ein neues Palästina gegründet werden würde. Ganz anders und objectiver urtheilt das deutsche Sprichwort, indem es sagt:

„Man darff keiner Jüden mehr, es sind andere, die wuchern können.“ Ferner: „Es sind dreyerley Jüden: geschorne Jüden, d. i. die Meßpfaffen, welche alle tag Christum in der Messe creutzigen; güldene Ring tragende Jüden, d. i. die Kaufleuth, die treiben mehr Wucher als die Jüden selbst; die beschnittenen Jüden.“

In der That ist der Wucher weder jüdisch noch christlich, weder national noch confessionell, sondern ein Product der gesellschaftlichen Verhältnisse. Nach dem Urtheile des Midrasch wurde nirgends solcher schändlicher Wucher getrieben als im römischen Reiche, was auch von Tacitus (Annales VI, 16) bestätigt wird — und das heutige Spanien, frei von Juden, ist es auch frei von Wucherern? Ueberhaupt dieses Spanien, dieses Reich ohne Juden, das Ideal aller Judenfeinde und aller Antisemiten, ist es der Staat, wo die Milch und der Honig aller wahrhaft christlichen Tugenden fließen? Hat es keine liberale Presse, gibt es dort keine Radicale, ist es das Muster einer christlichen Staatsordnung, hat man nie von einer spanischen Revolution etwas gehört, oder ist dieses Spanien vielmehr zerrissen, zerwühlt, zerklüftet, ein Herd von Verschwörungen, ein Staatskörper voll Convulsionen? Wer hat Spaniens Staatscredit ruinirt und ihm bloß einen bescheidenen Platz im Rathe der Völker gelassen? Wie würde Spaniens Handel blühen und sein Einfluß in Marocco ein herrschender sein, wenn es nicht in seiner Verblendung 1492 mehr denn eine halbe Million Juden aus ihren uralten Heimatssitzen verjagt hätte! Als die armen Juden damals ein Haus, daß sie doch nicht mitnehmen konnten, für einen Esel hingaben, wer war da der Wucherer, der Jude oder der fromme Spanier?

Ich gehe noch weiter und behaupte, daß der jüdische Geldverleiher in vielen Stücken besser, billiger und barmherziger war und ist als der nichtjüdische. Léon Bardinet hat in der „Revue historique" vom Jahre 1880 nachgewiesen, daß die Juden im Mittelalter billiger Geld verliehen, als die lombardischen und florentinischen Banquiers, und ich selbst hatte Gelegenheit, den Unterschied zwischen jüdischen und nicht jüdischen Wucherern zum Vortheile der ersteren kennen zu lernen und öffentlich zu erhärten. Wie nämlich durch die Tagespresse auch außerhalb Wiens bekannt sein dürfte, habe ich vor drei Jahren einen ganzen Cyklus der schärfsten Reden gegen den Wucher und die Wucherer gehalten und vielleicht dazu beigetragen, manche Maßregel gegen diese Krankheitserscheinung der Gesellschaft zu fördern*).

*) Als die österreichische Regierung im Laufe dieser Jahre eine Enquête in der Wucherfrage veranlaßte, wurde es mir nahe gelegt, einer Behörde meine Rede gegen den Wucher zur Verfügung zu stellen, was ich entschieden ablehnte. Im Gotteshause sprach ich als Freund und Lehrer meiner Glaubensgenossen, warnte und ermahnte sie als Prediger einer der ersten Gemeinden der Judenheit; außerhalb desselben kenne ich weder jüdische noch christliche, sondern Wucherer im Allgemeinen,

Dadurch erschien ich Vielen als ein Hort aller Bewucherten, welche sich an mich mit Rath und Hilfe wandten, kam in die Lage, einen Einblick in die Wucherverhältnisse der Residenz zu gewinnen, und überzeugte mich, daß der nichtjüdische Wucherer herz- und erbarmungslos ist, auf seinem Schuldschein beharrt, durch kein Zureden und keine Vorstellung sich rühren läßt, während der jüdische doch gewissen Erwägungen und Ermahnungen zugänglich ist, wenn man an sein Mitleid, an die jüdische Barmherzigkeit oder — so sonderbar und komisch es auch klingen mag — wenn man an sein Ehrgefühl appellirt. Hat ein jüdischer Wucherer es mit einem vornehmen Cavalier zu thun, so wird er demselben die größten Concessionen machen, wenn er ihm z. B. die Ehre erweist, bei der Trauung seiner Tochter als Gast zu erscheinen.

Das Geld ist eine Weltsprache, die Jedermann versteht, und dessen Cultus war eine Weltreligion zu allen Zeiten, die ihre Priester und Gläubigen hatte in allen Ländern und unter allen Völkern, und der Wucher ist und wird immer confessionslos sein, wie das deutsche Sprichwort es so sarkastisch ausdrückt.

---

gegen deren Excesse der Staat einzuschreiten hat. Das in Wien erscheinende „Vaterland" rief mich damals als classischen Zeugen an, daß es Wucherer unter den Juden gibt. Das hat noch Niemand in Abrede gestellt. Hätte das „Vaterland" mir Gelegenheit verschafft, mich über die christlichen Wucherer in Wien auszusprechen, so würde es Geschichten erfahren haben, durch welche die jüdischen Geldverleiher noch als wahre Engel erscheinen. Wenn zehn Juden in einer großen Stadt Wucher treiben, so heißt es: Die Juden wuchern: wenn aber fünfzig christliche Geldverleiher den kleinen Handwerker und den Arbeiter aussaugen, so fällt Niemandem ein, zu behaupten, daß die Christen oder beziehungsweise die Wiener lauter Wucherer sind.

VIII.

Die Juden und der Adel.

Was werden die Herren von Treitschke in Berlin und von Istoczy in Budapest zu dieser Zusammenstellung sagen? Sie ist nicht meine Erfindung, sondern das Eigenthum folgenden deutschen Sprichwortes: „Juden und Edelleute halten zusammen."

Dieses Urtheil ist auf dem mittelalterlichen Boden erwachsen oder in den Zeiten der Beschränkung und der Bedrückung. Denn jener geheime „Ring" der Juden, der dem frommen evangelischen Hofprediger Stöcker in Berlin schon so viele schlaflose Nächte bereitet hat, und über den er sich wie ein gelehriger Jünger von dem Schriftsteller Paul Lindau unterrichten lassen wollte, oder matter ausgedrückt, das Zusammenhalten, Zusammengehen und Zusammenwirken der Juden unter allen Umständen enthält mehr Dichtung als Wahrheit. Unter dem Drucke und in der Noth, wenn sie im Allgemeinen verpehmt und verfolgt werden, schließen sie sich eng aneinander an, berathen sich, unterstützen sich und helfen einander; sobald sie aber frei sind, geht jeder von ihnen seinen eigenen Weg, hat sein liebes Ich und nicht die Gesammtheit vor Augen, sucht vor Allem sich selbst und nicht die Corporation, welcher er angehört, zur Geltung zu bringen. Hierin gleichen die Juden, wie in so vielen anderen Stücken — wovon noch später ausführlicher die Rede sein wird — dem schönen Geschlechte. Wer dasselbe im Ganzen kritisirt und dessen Fehler enthüllt, analysirt, wird in jeder Frau eine tapfere Vertheidigerin aller ihrer Schwestern finden; ist der Kampf zu Ende und Friede geschlossen worden, so denkt jede Frau doch nur an sich und will vor allen anderen gefallen.

Obwohl unser Sprichwort nichts mehr aussagen will, als daß die Juden unter sich ebenso zusammenhalten, wie die Edelleute untereinander, so bietet es doch eine passende Veranlassung, einen gewissen Rapport zwischen Juden und Adel zu berühren. Die Ersteren neigen immer zu Letzterem hin, geben sich Mühe, mit ihm zu verkehren und

suchen dessen Manieren nachzuahmen. Einerseits ist es allerdings eine Schwäche, andererseits aber ein besserer Zug des jüdischen Wesens. Der Jude liebt das Vornehme und Imponirende in der äußeren Erscheinung, hält viel auf Ehrenbezeugungen, auf Abstammung und Ahnen, auf Namen und Ruf. In Rußland gibt es viele Familien, welche ihren Stammbaum, der oft Jahrhunderte zurückreicht, mit demselben Hochgefühle aufbewahren und vorzeigen, wie die ältesten Adelsgeschlechter, und was sie von ihren Vorfahren erzählen, sind nicht Kriegsthaten, sondern ruhmvolle Werke des Friedens, wie Gelehrsamkeit, Schriftstellerthum, Acte der Hochherzigkeit und Wohlthätigkeit. Ja, selbst der jüdische Arme weiß kein wirksameres Argument für die Erfüllung seiner Bitte geltend zu machen, als die mit gehobenem Accente ausgesprochene Bemerkung, daß sein Urgroßvater ein durch Wissen und Autorität angesehener Mann in Israel war. Dieser jüdische Ahnenstolz bewirkt heute noch in Rußland, daß ein junger Mann aus angesehenem Geschlechte, der seiner Vorfahren sich rühmt, um die Hand des reichsten Mädchens werben kann, ohne befürchten zu müssen, zurückgewiesen zu werden, weil er nicht mit Glücksgütern gesegnet ist. Außerhalb Rußlands aber ist es ein merkwürdiger Zufall, daß gewöhnlich nur reiche Männer und reiche Jungfrauen in einander sich verlieben.*)

*) Einem jungen, reichen Manne, der betheuerte, daß er eine Gattin nach seinem Herzen allein wählen würde, zeigte man das Bild eines sehr schönen, aber nicht reichen Mädchens. Der Candidat der Liebe und der reinen Herzensneigung schloß sofort seine Augen, damit er nicht in Versuchung komme, sich zu verlieben.

IX.

Juden und Pfaffen.

„Mit Juden und Pfaffen
Habe nichts zu schaffen!"

Auch eine sonderbare Zusammenstellung, welche nach der modernen Ausdrucksweise des hochwürdigen Herrn Hofpredigers Stöcker lauten müßte:

„Mit Semiten*) und Pfaffen habe nichts zu schaffen."

Warum diese beiden Classen der Gesellschaft in eine Linie gestellt wurden, kann auf verschiedene Weise motivirt werden. Am nächsten liegt wohl die Erklärung, daß sowohl Pfaffen als Juden das Volk durch ihre Zudringlichkeit belästigen. Die Ersteren sprachen zu viel und oft zu zudringlich von Himmel und Hölle, von Seligkeit und ewiger Verdammniß, von der Vergänglichkeit und Nichtigkeit alles Irdischen, wovon das Volk, das Belustigungen und Zerstreuungen liebt, nicht immer hören mag; die Letzteren redeten im Gegentheil zu viel und zu eindringlich von den Angelegenheiten dieser Erde, von Kauf und Verkauf, von Tausch und Handel, von alten Sachen und neuen Waaren, und entfalteten dabei eine so überschwängliche Suada, daß das Volk, dessen Gedankengang etwas schwerfällig ist, ihnen nicht gerne das Ohr zuneigte.

Möglich, daß Pfaffen und Juden im Mittelalter als Repräsentanten aller schlauen Künste galten, indem sie Anderen ihre Sachen anpriesen, von deren Werth sie selbst nicht überzeugt waren. Doch genug des Commentars! Es bleibt immer sehr bezeichnend und macht auf den Leser einen ganz eigenthümlichen Eindruck, wenn er im Munde des Volkes zwei Menschenclassen als gleichwerthig verbunden findet, die im Leben gewiß nicht Hand in Hand mit einander einhergehen.

---

*) Das Tollste, was die antisemitische Garde Stöcker's in die Oeffentlichkeit gebracht hat, ist die Behauptung, daß die Juden an dem Tode des russischen Kaisers Alexander II. schuld sind. Warum nicht? In Spanien jagte man die Juden vor die Stadtthore, wenn der erhoffte Regen nicht kommen wollte, weil sie allein die Schuld am Regenmangel trügen.

X.

Judenschule.

Weit verbreitet ist das Sprichwort:

„Es geht zu wie in einer Judenschule,"

das seine Erklärung in der Art und Weise findet, wie früher der öffentliche Gottesdienst in den Synagogen abgehalten wurde; die Nichtjuden hörten bloß ein buntes, regelloses, lärmendes Durcheinander aller möglichen Stimmarten*), sie kannten aber nicht den Inhalt der Buß- und Klagelieder und konnten daher nicht wissen, daß hier gemarterte Seelen und gepeinigte Herzen zum Himmel emporschreien, um Schutz und Hilfe aus allen Kräften laut riefen wie Menschen, hinter denen der Feind einherstürmt.

Hätten die armen Juden vielleicht ein Notenblatt zur Hand nehmen sollen, um ihren Wehruf und ihr Klagegeschrei nach den Forderungen der Tonkunst einzurichten?

Der Jude von ehemals, zur Zeit, da er selbst wehrlos dem Hasse und dem Hohne bitterer Feinde preisgegeben war, weinte, seufzte, jammerte, schrie, lärmte und drängte in den Synagogen, um alle Engel im Himmel zu erweichen, daß sie herabstiegen auf die Erde,

---

*) Nach einer mittelalterlichen Volkssage wird das Gebet eines Juden, der in der Kirche war, 30 Tage nicht erhört. Nach der Ursache befragt, antwortete ein Rabbiner: Wenn ein Jude Ordnung und Anstand in der Kirche sieht und den wohlklingenden, rhythmischen Gesang dort hört, so findet er Gefallen daran, so daß er unwillkürlich dann in der Synagoge weder den Körper heftig bewegt, noch laut schreit. Die Engel im Himmel, welche daran gewöhnt waren, daß von dem Platze, den der jüdische Kirchenbesucher einnimmt, ein lautes Geschrei, begleitet von heftigen Gestikulationen, zu ihnen empordringe, werden ganz irre und wissen nicht, wie dieser ruhige und stille Beter in eine Synagoge gekommen sei, und so verhallt dessen Gebet wirkungslos. Allmälig siegt die alte Gewohnheit, der Kirchenbesucher ist wieder der alte Jude geworden, am 30. Tage schreit und gestikulirt er wieder wie früher, die Engel im Himmel hören wieder Jakobs Stimme und sehen wieder Jakobs Hände, und dem alten frommen Beter öffnen sich die Pforten des Himmels.

um ihm zu rathen, zu helfen, einen Ausweg zu zeigen, Schutz und Beistand zu leisten. Das Gebet in der Judenschule war der herzzerreißende Aufschrei von Gedrückten, deren Beschwerden kein Menschenohr hören wollte, für die kein sterblicher Mund Fürsprache that, denen keine Menschenhand Hilfe bot. Man muß den Text jener Gebete verstehen und nachempfinden, um den Vortrag derselben, das wüste Schreien und Lärmen durcheinander, zu begreifen. Ich selbst erinnere mich aus meinen Knabenjahren, welch' ein erschütterndes Schluchzen die Synagoge im Ghetto durchhallte, wenn am 9. des Monates Aw oder an den Bußtagen der Zerstörung Jerusalems gedacht und das „Golus", die Zerstreuung in alle Länder der Erde, geschildert wurde, wie da die armen Juden von Volk zu Volk und von Stadt zu Stadt gehetzt wurden, ohne Ruhe zu finden, überall auf Feinde stießen, welche ihnen selbst die Lebensluft mißgönnten.

Die Judenschule, ein Gegenstand des Spottes für Nichtjuden, erinnert an die traurigsten Zeiten der jüdischen Geschichte.

Dies ist allmälig anders geworden; die Judenschule schwindet immer mehr und mehr aus der Mitte jüdischer Gemeinden, und das andere Extrem ist in den modernen Synagogen zur Herrschaft gelangt: Alles schweigt, nur Einer singt, trillert, tremulirt, gestikulirt, schüttelt das Haupt, breitet die Hände aus, beugt den Oberkörper, hüllt sich gravitätisch in sein Oberkleid und schlägt den Takt mit seinen Fingern, das ist der Vorsänger oder der Cantor oder der Obercantor. Kein Wunder, daß er so viel von sich hält und so viel in den Gemeinden erhält. Er ist oder glaubt vielleicht der jüdische Atlas zu sein, auf dessen Schultern der Himmel Israels ruht.

In der alten Judenschule zu viel Natur, in der modernen Synagoge zu viel Künstelei, dort zu viele Stimmen, hier eine einzige!

XI.

Die Juden und die Frauen.

Höchst prägnant bezeichnet das Sprichwort das weibliche Element im jüdischen Stamme, indem es sagt:

„Jud' und Weib
Sind ein Leib."

Als ich in meinen Studien über den jüdischen Stamm (Wien, 1869) der Weiblichkeit des jüdischen Stammes ein besonderes Capitel widmete, war mir unser deutsches Sprichwort unbekannt, das mit der möglichsten Kürze eine der wichtigsten ethnologischen Seiten im jüdischen Charakter ausdrückt. Wer den Juden verstehen, ihn nach Recht und Gebühr würdigen, ohne Vorurtheil und ohne Vorliebe beurtheilen und manche Widersprüche in dessen Natur lösen will, der muß die weibliche Psyche studiren. Durch die Vergleichung mit dem Weibe werden seine Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten in das rechte Licht gestellt, deutlich und verständlich. Man muß sich nämlich vor Augen halten, daß es Stämme gibt, in denen mehr das männliche, energische, schaffende, thatenlustige, aber auch mehr das rauhe, robuste, zerstörende Element, und wieder andere, in denen das weiche, wechselvolle, unberechenbare, *) subjectivische, aufnehmende, leidende, prunk- und prachtliebende Wesen des Weibes zum Durchbruche, zur Geltung und Wirksamkeit gelangt. **) Man könnte eine lange, lange Scala von Vorzügen und Schwächen aufstellen, welche Juden und Frauen gemeinsam sind; ich begnüge mich aber bloß einige Vergleichungspunkte hervorzuheben.

Zuvörderst etwas Allgemeines.

---

*) Auch Wiener Wetter, Wiener Freunde und Wiener Politik sind unberechenbar.

**) Proudhon in seinem Werke: „De la Justice" III, 378, sagt: „On a dit que l'esprit avait sa dualité sexuelle, son élément masculin et son élément feminin."

Der große französische Beobachter und Menschenkenner La Bruyère äußert über die Frauen, daß sie entweder besser oder schlechter als die Männer sind. (Les femmes sont extrêmes; elles sont meilleures ou pires que les hommes); der Midrasch, der galanter und rücksichtsvoller gegen die Frauen ist, als mancher Kirchenvater, sagt wörtlich zum 59. Psalm: Ischa raa én sof le-raatà, ischa toba én sof le-tobatá, d. h. endlos ist die Bosheit des bösen, endlos die Güte des guten Weibes; Heinrich Heine schreibt: Die Juden, wenn sie gut, sind sie besser, wenn sie schlecht, sind sie schlimmer als die Christen. Diese drei Urtheile sind sehr zutreffend, werden von der scharfen Beobachtung bestätigt und bilden in ihrer Vereinigung den ersten Punkt, in welchem Frauen und Juden einander gleichen. Denn es gibt in der That kein Wesen, welches im Stande wäre, das höchste Ideal der Güte, Milde, Weichheit und Barmherzigkeit so zu verwirklichen und zu verkörpern, als eine gütige, milde und barmherzige Frau. Sie ist der reinste und vollkommenste Typus jener hingebungsvollen und aufopfernden Liebe, welche von der Religion gepriesen und von deren Vertretern in begeisterten Worten verherrlicht wird. Aber wehe demjenigen, gegen welchen die Bosheit eines Weibes sich kehrt. Der Neid, die Mißgunst, der Haß, der Groll, die Rachsucht machen es zu einer Furie, die unbeugsam, unerbittlich und unversöhnlich ist. Schwer wird es oft einem Parlamente einen Minister zu stürzen, ein böses Weib aber in einflußreicher, politischer Stellung ruht nicht und setzt Himmel und Hölle in Bewegung, bis der Mann seines glühenden Hasses von dem hohen Platze, den er einnimmt, verdrängt ist.

Dasselbe gilt vom jüdischen Stamme. Ein edler Jude, reinen Herzens, lauteren Geistes, milden Charakters, durchweht vom zarten Hauche echter Güte und opferfreudiger Liebe, ist der beste Mensch; er übt das Gute geräuschlos, als wenn es gerade nicht anders sein könnte; er nimmt die Menschen stets von ihrer besseren Seite, hat Nachsicht mit ihren Schwächen und ist versöhnlich bis zur höchsten Selbstverleugnung — mit einem Worte, er repräsentirt das gütige Weib in männlicher Verkörperung. So ist Jesus, der weltgeschichtliche Sohn des jüdischen Stammes, nach dem Bilde, welches die Evangelien von ihm entwerfen, eine mehr weibliche Erscheinung, ausgestattet mit Vorzügen und Tugenden, welche das idealgute Weib schmücken.

Aber — wiederhole ich — wehe demjenigen, den ein böser Jude zu seinem Opfer sich ausersehen hat! Rachеglühend verfolgt er dasselbe, unzugänglich allen Versuchen, ihn milde zu stimmen, eigen-

sinnig, trotzig, hartnäckig, verharrt er in seinem Grolle, den er mit allen Mitteln der Bosheit und Raffinirtheit zu befriedigen sucht. In den jüdischen Gemeinden fehlt es leider selten an Prachtexemplaren, welche diese Sorte gemeiner und niedriger Juden in trauriger Weise illustriren.

Ein zweites allgemeines Moment der Vergleichung zwischen Juden und Frauen drücke ich mit den Worten Rousseau's aus: „Das Weib hat mehr Esprit und der Mann mehr Genie;" denn auch unter den Juden sind Männer von Geist und Witz häufig zu finden, während sie nur wenig Genies im Laufe der Jahrtausende hervorgebracht haben.

Ein drittes Moment, welches uns berechtigt, Juden und Frauen in eine Parallele zu bringen, ist deren Subjectivismus oder der Charakterzug, uns weniger den Eindrücken außer uns hinzugeben, denselben nicht zu gestatten, unbedingt auf uns einzuwirken, sie vielmehr vom Gesichtspunkte unseres Ich oder des freiwaltenden Subjectes zu betrachten, zu behandeln und zu formen.

Ich will dies durch zwei Eigenthümlichkeiten, welche Frauen und Juden charakterisiren, erläutern.

Beiden fehlt der Sinn für die strenge und unerbittliche Gesetzlichkeit. Wer mit ihnen verkehrt, weiß es, daß sie keinen Respect vor den starren Paragraphen des Gesetzes haben. Zurückgeworfen aus jeder legislativen Verschanzung, versuchen sie von Neuem einen Sturm zu unternehmen, um die Wälle des Gesetzbuches, die ihnen hindernd im Wege sind, zu ersteigen. „Ist es gar nicht möglich" — „vielleicht doch" — „mir zu Gefallen" — „wenn Sie nur wollten" — „warum haben Sie N. N. dies gewährt" — „machen Sie diesmal eine Ausnahme" — diese und ähnliche Redensarten sind ihre Waffen, welche sie mit einer Ausdauer und Unermüdlichkeit immer von Neuem gebrauchen, daß man darob in Verzweiflung gerathen könnte.

Beide endlich zeichnen sich nicht durch die Höflichkeit der Großen, d. i. durch Pünktlichkeit aus, da sie zu subjectivistisch geartet sind, um einer von außen ihnen auferlegten Ordnung sich zu fügen. Beide täuschen nur zu oft alle Erwartungen. Von der Unpünktlichkeit der Frauen, wenn es sich um Zeitbestimmungen und Verabredungen handelt, wissen die Ehemänner, von der Unpünktlichkeit der Juden Prediger und Vorsteher Manches zu erzählen. Nicht bloß in Geldsachen ist das deutsche Sprichwort im Rechte, indem es behauptet: „Wenn ein Jude Geld zu empfangen hat, kommt er immer eine

Stunde zu früh; wenn er bringen soll, wenigstens eine zu spät,“ sondern auch in vielen anderen Stücken gleichen Juden und daher auch Frauen den jetzigen Damenuhren: die immer zu früh oder zu spät gehen.

Doch brechen wir hier ab!

Mit der Misère dieser Welt im Allgemeinen und mit der Schlechtigkeit einzelner Menschen bei allen Nationen und Confessionen können uns zwei Erscheinungen am besten aussöhnen: Das edle Mutterherz, das noch überall zu finden ist, und das echte jüdische Herz.

Anhang.

I. Großfürst Constantin und R. Akiba.

Den klugen und umsichtigen Sammlern und Ordnern des Talmud muß man es nachrühmen, daß sie ihr umfangreiches Werk anziehend gestalteten und die Leser desselben zu fesseln verstanden.

Im Talmud herrscht ein reges und bewegtes Leben; da sieht man die Jünger um ihre Meister geschaart und hört Fragen, Antworten, Einwürfe, Ausrufe; da befindet man sich in einer Arena des Verstandes, wo die blanken Waffen scharfsinniger Discussionen schimmern und Gladiatoren des Geistes miteinander um den Sieg ringen; da bleibt der Leser nicht kalt und gleichgiltig, sondern erwärmt sich und folgt mit der größten Spannung den einzelnen Stadien des Wettkampfes, bald die eine, bald die andere der streitenden Parteien mit freudigem Beifalle begleitend. Die Widersprüche, welche hervorgehoben und gelöst werden, das Heranziehen des Entlegenen und Fremdartigen, um als Beweismittel verwendet zu werden, das Abgebrochene und Sprunghafte, das halb Hingeworfene und durch ein einziges Wörtchen Angedeutete — dies Alles übt auf die Nerven des Lesers einen gewissen Reiz aus und facht immer von Neuem dessen Interesse an. Das laute Studium des Talmud gibt Gelegenheit zu allen möglichen Modulationen der Stimme: man erhebt den Ton der Frage, der Exclamation, der entschiedenen Einwendung, der beschwichtigenden Antwort, der Vermittelung und des Ausgleiches. Die Lectüre eines einzigen Blattes nöthigt den lauten Leser, die ganze Tonleiter der öffentlichen Debatte auf- und niederzusteigen. Und gelangt man zu jenem Wörtchen, welches, wie die Glocke des Präsidenten zur Ruhe mahnt — ich meine

das Wörtchen „Teku", d. h. „nunmehr Stille, Stillstand, Ende alles Streites" — so ist es einem zu Muthe, als müßte man plötzlich aus einer Gesellschaft aufbrechen oder, als wäre man gezwungen, einen Einwand, der einem auf den Lippen schwebt, zu unterdrücken.

Und nun erst, wenn nach den scharfsinnigen, frappanten, an Zwischenfällen reichen Debatten der Halacha die anmuthige und anziehende Hagada uns ihr Antlitz zuwendet und ihren Mund öffnet, da hören wir unterhaltende und zerstreuende Causerien, Anekdoten, Fabeln, Parabeln, Wortspiele, satirische Anspielungen auf einen römischen Cäsar, auf einen römischen Präfekten, auf die Macht der Prätorianer, auf die römischen Frauen und römische Genußsucht.

Die Halacha versetzt uns in einen Lehrsaal, wo Meister und Jünger im lauten Gespräche mit einander verkehren, oder in ein Parlamentsgebäude, wo man Interpellationen an den Meister richtet, Anträge stellt und discutirt. Die Hagada führt uns dann in's Freie hinaus, in einen großen, weiten Park. Da gibt es Blumenbeete, Springbrunnen, grünglänzende Rasen, trauliche Lauben, Rund- und Quergänge; da duftet es, rauscht es, zwitschert es, werden die Kräfte des Geistes befreit von den engen Banden halachischer Zucht und juristischer Schlußfolgerungen.

Daher kommt es, daß diejenigen, welche auf dem Ringplatze des Talmud ihren Geist gestählt und gestärkt haben, ihm noch in späteren Jahren eine Zuneigung bewahren, wenn auch ihre Lebensrichtung und Weltanschauung sich von den gewundenen Pfaden der Halacha entfernt haben. Man erinnert sich gern der Zeit, da die Lösung eines verwickelten Problemes uns so recht erfreute, und bewahrt manchen goldenen Weisheitsspruch der Hagada für sein ganzes Leben im Gedächtniß.

Ganz anders aber der Schulchan-Aruch!

Da wandelt man durch stille und geräuschlose Klosterhallen, da ist Alles einförmig und monoton, da fehlt das treibende Moment der Rede und Gegenrede, da gibt es keine Modulation der Stimme, kein Heben und Senken von Frage und Antwort, da vermißt man das Persönliche, das Individuelle, Eigenartige der Sprecher, da dehnt sich gleichsam eine Art Pußta vor uns aus, ohne Abwechslung, ohne Farbenschattirung, ohne Mannigfaltigkeit der Lebenserscheinungen. In einförmigem Tacte bewegen sich die Gesetzesparagraphe und summen uns um die Ohren; wo ist da jenes Knallen und Schallen, jenes Vibriren und Gestikuliren, jenes Auffflackern und Aufflammen des Geistes, wozu der Talmud so oft die Anregung bietet?

Der Talmud ist die Sturm- und Drangperiode des jüdisch-religiösen Schriftthums, der Schulchan-Aruch das gesetzte, ruhebedürftige Alter, welches das laute Debattiren nicht mehr verträgt. Den Schulchan-Aruch kann man hochschätzen und bewundern wegen seiner Gelehrsamkeit, nimmermehr aber sich für ihn erwärmen und begeistern, den Talmud hingegen kann man lieben, sich mit ihm freuen, an dessen Geistesspiel und sprühendem Feuer sich ergötzen.

Eine Analogie in dieser Beziehung bietet das Verhältniß eines Reichsgesetz- oder Verordnungsblattes zu den Debatten eines Parlamentes. Dort der todte Buchstabe oder ein Herbarium des politischen Lebens; hier der lebendige Geist, welcher drängt und treibt, ringt und kämpft mit Mitteln, die er immer neu erfindet, und mit Waffen, die er immer von Neuem schmiedet. Wer wird z. B. jetzt, wo die Verhandlungen im österreichischen Parlamente über das Schulgesetz längst geschlossen sind, es aus dem Reichsgesetz- und Verordnungsblatt herauslesen, welche Kämpfe dieselben entfesselten, wie heiß die Geister an einander schlugen und welche Fülle von Genie und Patriotismus sich dabei einsetzte, wenn selbst auch ohne Aussicht auf Erfolg? Merkwürdig! Die Juden kennen die achtjährige Schulpflicht, d. h. vom fünften bis zum dreizehnten Jahre seit den Tagen der Mischna, ohne daß sie je darüber Klage geführt hätten. Denn daß Wissen Macht ist, wußten sie lange vor Baco und vor Herrn von Schmerling.

Diese Betrachtungen entstanden in mir durch die Artikel über eherechtliche Fragen, die ich in der Zeitschrift „Neuzeit" veröffentlichte. Als eifriger Anhänger und Verehrer des Talmud sagte ich mir: Wie kann ich den Lesern der „Neuzeit" zumuthen, dieser modernen Halacha Nummer für Nummer ihre Aufmerksamkeit zu schenken und an den talmudartigen Erörterungen der Herren Rabbiner Antheil zu nehmen, ohne ihnen auch zur Abwechslung etwas Hagada oder eine Art Feuilleton zu bieten? Denn was ist das Letztere, von Jules Janin in die moderne Literatur eingeführt, also jüdischen Ursprunges, anders als eine modernisirte Hagada? Der Feuilletonist wie der Hagadist fahren hin über alle Tasten des Geistes, setzen sie in Bewegung, entlocken ihnen Töne, bringen sie in einen losen Zusammenhang, verbinden sie durch leise Uebergänge, ohne sich von den Gesetzen des Contrapunktes in ihren Sprüngen und Combinationen beirren zu lassen.

Und somit bin ich endlich zu der Illustration meiner Ueberschrift: „Großfürst Konstantin und R. Akiba" gelangt.

Zur Zeit, als Napoleon III. auf dem höchsten Gipfel seiner Macht stand und an seinem Hofe die größte Pracht entfaltet wurde, war der russische Großfürst Konstantin in Paris und natürlich oft der Gast in den Tuilerien. Einmal nahm er an einer der glanzvollsten kaiserlichen Soiréen theil und conversirte lange mit der Kaiserin Eugenie. Da richtete sie an ihren russischen Gast die Frage, welche der anwesenden Damen ihm als die schönste erscheine? Majestät, versetzte der Großfürst, ich bin ein Barbar, ein Kosake, ich kenne nur eine schöne Frau: das ist meine.

Als der russische Großfürst der schönen Kaiserin diese Antwort ertheilte, ahnte er gewiß nicht, daß er dadurch zum Ritter und Retter einer der ehrwürdigsten Persönlichkeiten des jüdischen Alterthums geworden, des R. Akiba nämlich. Dieser große Gesetzeslehrer that einst den wörtlichen Ausspruch (Sifre Dt. Nummer 269), daß man von seiner Frau sich scheiden lassen dürfe, wenn man eine andere schöner als sie gefunden hat. Darob großer Lärm im gegnerischen antijüdischen Lager. Das also, schrien sie in ihrem confessionellen Eifer, ist der vielgepriesene R. Akiba, das die rabbinische Ethik, das das jüdische Familienleben! Gemach, meine Herren, nicht umsonst war Großfürst Konstantin in den Tuilerien! Dieser R. Akiba ist der Held eines Romanes. Er verliebte sich in die schöne Tochter eines der reichsten und angesehensten Männer und fand auch Gegenliebe. Wie aber sollte er, der unwissende arme, den untersten Volksschichten angehörige Jüngling je in den Besitz seines geliebten Gegenstandes gelangen? Wissen ist Macht in Israel, sagt er sich, verleiht Ehre, Ansehen und Würden, und fing an mit jenem glühenden Eifer, dessen nur die glühende Liebe fähig ist, zu studiren, machte die größten Fortschritte, sammelte Schätze von Wissen, schaarte eine große Anzahl von Jüngern um sich, wurde ein berühmter Meister, so daß sein Name zu den ersten und klangvollsten in Israel gezählt wurde, und erhielt endlich die Hand seiner Geliebten, die ihm treu geblieben war. In dem Herzen dieses großen Lehrers hatte das höchste und reinste Ideal der Ehe Raum gefaßt; es durfte durch nichts, auch nicht durch die leiseste Schattirung verdunkelt werden, immer rein, hell und klar mußte es strahlen, und dieser Mann mit seinen persönlichen Erfahrungen und seiner idealen Gattenliebe that den Ausspruch: wer eine andere Frau schöner als die seine finde, der hat das reine Bild der Ehe befleckt, den heiligen Altar der Ehe durch fremdes Feuer entweiht und — lasse sich scheiden. Jeder Ehemann müßte nach der Ueberzeugung

R. Akiba's mit dem Großfürsten Konstantin ausrufen: Ich kenne nur eine schöne Frau: das ist — meine. Derselbe R. Akiba liebte auch die Thora mit der reinsten Hingebung, fand Alles in ihr, jede Silbe, jeden Buchstaben, jeden Punkt wichtig, bedeutungsvoll, vielsagend, oder wie der Talmud sich ausdrückt, schmückte jeden Buchstaben der Thora mit einer Krone. Kein Wunder, daß dieser Heros der idealsten Liebe das Hohelied mit anderen Augen gelesen hatte als ein gewöhnlicher, sinnlicher, plumper Mensch und ein Lied, in welchem die Worte sich finden: „Kein Wasser auf Erden ist im Stande, das Feuer der Liebe zu verlöschen", für allerheilig erklärte.

II. Simon Kaftan.

Der Held, dem wir diese Zeilen widmen, lebt in Wilna.*) Er war blutarm, eine harte Bank war sein Nachtlager. Tag und Nacht beschäftigte ihn eine einzige große Lebensaufgabe, sie hieß: Wohlthun, Linderung von Noth und Elend.

Wie aber diese Aufgabe erfüllen, den Armen und Leidenden Hilfe leisten und Unterstützung reichen, wenn man selbst nichts hat? Doch nein! Simon Kaftan hatte ein unschätzbares Gut, ein weiches, erbarmungsvolles Herz, das nicht zur Ruhe gelangen kann, wenn Menschen hungern, frieren, krank sind, verlassen von Vater und Mutter, und das zugleich erfinderisch ist an Entwürfen und Auskunftsmitteln, um Andere zu rühren und Mitleid bei ihnen zu erwecken. Dieses Herz, sein einziges Besitzthum, ertheilte ihm einen Rath, an dessen Ausführung er mit großer Tapferkeit und starkem Selbstvertrauen ging. Er kaufte nämlich eine Sammelbüchse, ergriff sie mit fester Hand, zog durch die Straßen und Gassen Wilna's und hielt sie Jedem entgegen, den er traf, mit dem singenden Rufe: Zedoko tazil mimowes" („Almosen rettet vom Tode"). Mit der einen Büchse und mit den drei hebräischen Worten hoffte er die Herzen zu erstürmen, die Gemüther zu erweichen und die Hände zu öffnen, daß sie Almosen für seine Armen spenden. Groß und Klein lachte und spottete über diesen Sonderling im weißen Kaftan, die Büchse in der Hand und die Worte: „Zedoko tazil mimowes" auf den Lippen. Allein Simon Kaftan war ein tapferer Held, der sich nicht so leicht in die Flucht schlagen ließ. Mit einer unerschütterlichen Beharrlichkeit setzte er sein begonnenes Sammelwerk fort, wiederholte er seine im Ganzen aus drei Worten bestehende Bibel. Allmälig hörte das Lachen auf, schwand der Spott, man fing an, den nimmermüden Sammler und Sänger mit Theilnahme, dann mit Achtung, dann mit Ehrerbietung zu betrachten, und die Büchse füllte sich sehr oft und ward

*) Vergl. „Drei Tage in Jüdisch-Rußland". Von Dr. Rülf.

sehr oft geleert. Simon Kaftan, eine Sammelbüchse und Zedoko tazil mimowes wuchsen allmälig in den Augen der Leute zusammen, so daß Sammelbüchsen an öffentlichen Orten mit der Aufschrift: „Almosen für Simon Kaftan," den abwesenden Sammler vergegenwärtigten und dessen Refrain wiederholten. Simon Kaftan wurde der reichste Mann in Rußland, nicht etwa für sich, sondern für seine Armen. Denn seine Büchse und sein kurzer Text hatten das Wunder bewirkt, daß er jährlich 40.000 Rubel an die Armen vertheilen konnte. War er nicht der reichste Jude in seinem Vaterlande? Welcher Glaubensgenosse, mochte er noch so viel besitzen, konnte ihm an die Seite gesetzt werden? Wer von den reichen russischen Juden war in der Lage, jedes Jahr 40.000 Rubel den Armen einer einzigen Stadt zu spenden?

Wovon aber lebte Simon Kaftan? Wenn der jüdische Philosoph Benedikt Spinoza Gläser schliff, um frei und unabhängig zu leben und seine einfachsten Bedürfnisse zu befriedigen, so hat unser Simon Kaftan, der bloß mit praktischer Philosophie sich beschäftigte, am Abend, wenn die Straßen öde und leer waren, Schnupftabak angefertigt und ihn am anderen Morgen seinen Kunden abgeliefert. So war er nicht bloß ein reicher, sondern auch ein freier Mann.

Er starb, und nach bekannter Sitte sollte an seinem Sarge der Ruf, der vielleicht millionenmal von seinen Lippen ertönt war, wiederholt werden. Die Kunde von seinem Hinscheiden erfüllte ganz Wilna, ohne Unterschied der Confession, mit Wehmuth, und dem Verstorbenen, der nicht bloß arm, sondern auch ohne Bildung war, wurden die größten Ehren erwiesen.

Schmücken die Bahre eines Militärs hohen Ranges Degen und Hut, folgen dem Sarge eines Todten aus der vornehmen Gesellschaft blinkende Orden auf einem Sammtpolster, so trug man dem entschlafenen Simon Kaftan nichts als eine Sammelbüchse voran und begleitete sie mit der lugubren Melodie: „Zedoko tazil mimowes." Mehr denn 20.000 Menschen gaben dem Manne mit dem weißen Kaftan das letzte Geleite, und in den zahlreichen Bethäusern Wilnas lauschte man den Gedächtnißreden, welche die zahlreichen Stellen im Talmud und im Midrasch über Wohlthätigkeit citirten, um sie auf den Simon Kaftan anzuwenden. Sein jüdisches Herz stand still. Er hinterließ nichts als leere Sammelbüchsen, die auch nach seinem Tode sich füllten. Das Märchen vom „Tischchen, deck' dich" bewährte sich durch ihn in einer ähnlichen Weise. Man sprach bloß die Worte: „Almosen für Simon Kaftan", und die Büchsen füllten sich von selbst.

Murawiew, der erbarmungslose Bändiger Polens, kam nach Wilna und hörte von Simon Kaftan, dem ärmsten und dem reichsten Juden in Rußland, dem Manne mit der Wunderbüchse und der Zauberformel: „Almosen rettet vom Tode!“ Die Erzählung ergriff dieses Felsenherz so mächtig, daß er ein Bild Simon Kaftan's sich verschaffte und es in seinem Arbeitszimmer aufhängte. Sein Arbeitszimmer! In demselben wurden traurige Arbeiten vollbracht: Strafen verhängt, Todesurtheile unterschrieben. Dort blickten die milden Züge Simon Kaftan's auf Murawiew hernieder, und so oft der rauhe, hartherzige Mann zu diesem Bilde emporschaute, glaubte er den Ruf von Sterbenden zu hören und die flehenden Mienen Simon Kaftan's zu sehen, und es wurde ihm gar weich um's Herz. Wer weiß, wie viel Milde und Erbarmen das Bild Simon Kaftan's in die Seele Murawiew's geträufelt und wie viele Strafurtheile es herabgemindert, wenn nicht aufgehoben hat? Erzählt uns eine griechische Sage von Orpheus, daß sein Gesang Steine bewegt und Thiere gebändigt hat, so haben die stummen Züge Simon Kaftan's Größeres bewirkt: Sie haben einen Murawiew erweicht, gerührt, menschlich gestimmt!

Das ist ein Porträt meiner Gemäldegalerie von Juden, deren jüdischen Herzen das Evangelium der Liebe eingeboren ist.



Ch. Reisser & M. Werthner, Wien.